**Zeitschrift:** Appenzeller Kalender

**Band:** 188 (1909)

**Artikel:** Etwas vom Schweizerhaus

Autor: Schlatter, S.

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-374413

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF: 22.10.2025** 

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

40 5733

# Etwas vom Schweizerhaus.

Man spricht und singt so oft vom Schweizerhaus und stellt sich darunter etwas ganz bestimmtes vor, ein poetisches hellbraunes Holzhäuschen mit flachem, weit vorspringendem Dach, rundum gehenden Lauben, Erkern, vielen hellen Fenstern, alles überhängt mit ausgesägtem und geschnistem Zierat und geschmückt die Gegend erkennen kann, aber diese weichen im Ganzen so stark von einander ab, daß man gar nicht von einem "Schweizerhaus" als solchem reden kann. Droben im romanischen Engadin und in seinen Nachbartälern steht ein Haus, sest und stark gemauert, breit und wuchtig, mit Steinplatten gedeckt, mit großem Ein-



Berner Lauernhaus.

mit Spalieren und Blumensimsen. Und doch ist es nirgends in der ganzen Schweiz so, nur ein paar Villen im sogenannten Schweizerstil, meist von Fremden erstellt, passen in dieses Vild. Das Schweizerhaus selber, das Haus, das dem Bauern und dem Aelpler als trausliche Heimat dient, sieht ganz anders aus. Vor allem ist es sehr mannigfaltig in seiner Erscheinung. Wohl hat jeder Landesteil, oft sast jede Talschaft, ihre ganz bestimmten Haussormen, an der ein kundiges Auge ohne Namen

jahrtstor, durch das man zu Wohnung und Scheune zugleich gelangt, und kleinen, tief in der Mauer liegenden Fensterchen. An der entzgegengesetzten Grenze, in den Tälern des welsschen Iura, sind die Häuser wieder gemauert, aber niedrig und formlos, mit stocksinsterer Küche im Innern, und im Tessin gleichen sie mehr Steinhausen als menschlichen Wohnungen. In den an den Schwarzwald grenzenden Gegenden von Baselland, Aargau und noch weiter der Nare entlang ragen hohe, zeltsörmige Stroh:

dächer, grau verwittert und grün bemoost, auf niederem hölzernem Hausstock. Im Thurgau und Zürcherbiet bis an den Albis hin zeigen sie große Verwandtschaft mit ihren schwäbischen Nachbarn drüben über'm Bodensee. Aus dem Walde der Obstbäume schauen die weißen Giebel mit rotem Riegelwert und hohem Ziegeldach. Nur der übrige Teil der Schweiz, also der große Strich der Alpen mitten hindurch, ist

von Häusern be= völkert, die man bei aller Verschie= denheit mit eini= gem Recht Schwei= zerhäuser nennen darf, schon des= wegen, weil ähn= liche sonst fast nir= gends mehr vor= Vom kommen. Wallis ausge= hend, zieht es sich über die innern Teile von Bern, die Urkantone, die vorderenBündner: täler,Blarus,Tog= genburg, Appen-zell in's Rheintal hinaus, um im Vorarlberg als ziemlich einzigem außerschweizer= ischem Gebiet auf= zuhören.

Dieses schweizzerische Alpenz zerische Alpenz zenische Alpenz zolzbau, fast überzalgestrickt, in einiz zen Gegenden soz zarnoch aus Rund:

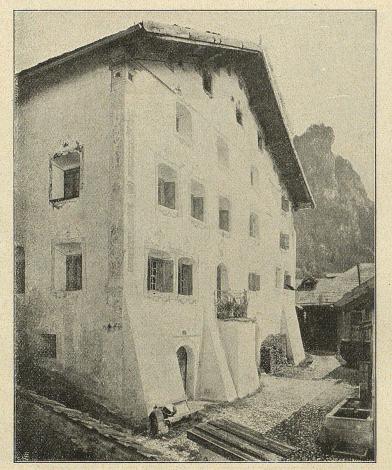
holz "uftrölet", ursprünglich mit flach genergtem Schindeldach, das mit Steinen beschwert wurde (Schwerdach, im Bernbiet Antenballedach genannt). In späterer Zeit erhielt es das steilere, genagelte Schindels oder gar Ziegeldach. Schreinfach und bescheiden, mit kleinen. spärlichen Fenstern ist es in den Walliser und Bündner Albentälern geblieben. Reiche Gliederung durch Lauben und zierliche Schnitzere an den Hölzern der Strickwände haben die Bernerhäuser des Oberlandes erhalten, so daß sie als die schönsten

der Schweiz gelten. Trotzdem sind die Bewohner unster ostschweizerischen Alpengebiete, die Toggenburger und Appenzeller, mit ihren Behausungen wohl am weitesten vorgeschritten in behaglicher, bequemer und frohmütiger Ausgestaltung. Auch die Fortschritte der Technik haben sie sich am frühesten und in richtigster Weise zu Nutze gemacht. Sie drehten das Haus so, daß die Vormittagssonne die Stuben mit

> ihren besten Strah= Ien durchscheint. Sie verschafften diesen Strahlen reichlichen Ein= tritt, indem sie Fenster an Fenster reihten, die ganze Stubenwand voll und brachten die originellen Zug-laden davor an, um dem Allzuviel an Sonne oder Sturm vorbeugen zukönnen. Sie ver= schalten und ver=

schindelten Wetter- und Rückseiten und schützten sich damit doppelt gegen Sturm und

Schneetreiben. Sie rückten den Stall an die Wohnung heran und schlossen die "Borbrugg" vor demselben ab zu einem Gang, der ein geschützes Jantieren erlaubt und wußten es doch so ein-



Bündner Haus.

zurichten, daß Menschen und Vieh, Küchenseuer und Seustock nicht allzunahe beieinander wohnen. Lauben hängten sie nicht an's Haus, der Wetterschild am Giebel bietet ihnen eine windgeschützte Ecke für's Hausbänklein, auf dem die Frau mit ihrer Arbeit im Freien sitzt, während die Kinder sich auf dem Rasen tummeln. So sehr sie Einem immer wieder zu eingehender Betrachtung verslocken, die helläugigen Häuser, an unsern Höhen zerstreut, können wir uns hier heute nicht weiter darauf einlassen. Den Lesern des Appenzellers

Ralenders sind sie ja bekannt, sie können ihnen selbst auf jedem Spaziergang in's fröhliche Angesicht schauen. Einen Zug in diesem Angesicht aber möchten wir noch etwas deutlicher herausheben. Er ist schon fast ganz verwischt. Nur noch wenige alte Gesichter zeigen ihn, manchmal kaum mehr erkennbar.

Dieser Zug ist die Farbe. Wir sind gewohnt, unsre Bauernhäuser entweder in den warmen braunen Tönen des natürlichen Holzes, oder dann hellgrau, fast weiß mit Delfarbe an-

311 gestrichen schen. Das er= ste ist selbstver= ständlich das Ursprüngliche. Noch am Ende des 18. Jahr= hundertssahen die fremden Rurgäste die Uppenzeller= häuser nur in derNaturfarbe holzes, von der Sonne mehr oder weniger ge= bräunt, oder dann bunt be= malt. Beson= ders weiter ab= wärts, um die Stadt St. Gal= Ien herum und Thurgau im war diese bun= te Bemalung häufig, ebenso im Fürsten=

land und untern Toggenburg. Dort unten brachte der Riegelbau die Farbe mit sich, die Butsslächen wurden geweißt, dann mußte das Holzwerk davon abstechen, also malte man dassselbe rot oder bläulich grau. Dann verlangten die Türen und Fensterladen, waren es nun Jugsoder Klappladen, auch muntere Farbe. Diese wurden etwa grün gemalt, alles mit guten, Sonne und Wetter aushaltenden Farben. Daß man bald dazu kam, die großen Flächen auch noch mit reicherem Schmuck zu beleben, ist bez greissich. Aus Laden und Brüstungen, Türen und untern Seiten der Dachvorsprünge, die so

genannte Rasenbrugg, malte man allerlei Dramente, Schnörkel, Blumenmuster, Wellen, Flammungen, wie sie die alten Fahnen zeigten. Auch Wappen und Haussprüche, fromme und weltliche Bilder, das Lamm Gottes, die heil. Maria und die Schutheiligen, Landsknecht, Jäger und Bauersmann prangten auf den Hauswänden. Allerlei Sinnsprüche, die Namen des Besitzers und seiner Frau und das Datum des Baues vervollständigten das reiche Bild.

Auf Appenzeller Boden hinüber kam diese

Art der farbi= gen Behand= lung der Haus= fassaden hauptsächlich von Westen her. Von Schwellbrunn heißt es in ei= nem Reisebe= richt vom Jahr 1798, es bestehe aus einer lan= gen Straße hölzerner, aber bunt großer, bemalter Häu= ser. Ganz be= fonders far= benfroh muß Herisan lich präsentiert ha= ben. An der äu= ßern Schmid= gasse steht eine Reihe gemüt= licher fleinerer Häuser mit ge= schweiften Bic=



Haus z. alten Bleiche in Herisau.

beln und getäferten Wänden. Alle sind jetzt glatt weiß angestrichen. Aber wenn man recht scharf hinsieht, so entdeckt man unter der kalten Farbschicht noch alte Linien und Flächen, zum Teil noch ganz deutliche Formen und erkennt, daß sie alle mit reichen gemalten Ornamenten geschmückt waren. Und im Innern des Fleckens steht ein Haus, größer, aber in ähnlicher Bauart. Dieses ist noch nicht überstrichen und wird es hoffentlich auch nicht mehr werden. Und diesem ist die Bemalung zwar stellenweise start verwittert, aber im Ganzen doch noch deutlich zu sehen. Die ganze Wandsläche ist bläulich

grau gestrichen, die Rasenbrücke und die Hohlkehren der Gesimse weiß, darauf sind Ornamentfelder mit schwarzen Strichen in Weiß, Rot und Gelb, mit Grau in Grau gehaltenen Schat-

tierungen über alle Felder verteilt.

Aelter im Stil der Malerei, und trotdem so gut erhalten, daß man noch heute den vollen Eindruck davon hat, ist sie an dem hohen Giebelhause zur alten Bleiche in Herisau. Die Jahrzahl 1666 am Giebelfeld sagt uns, wie lange sich diese soliden alten Farben halten konnten. Auch

zahl entziffern. Außerhalb Appenzells sind sie überhaupt noch häusiger.

Malten unsere Urgroßväter so ihre Häuser von außen, wie viel mehr mögen sie der Freude an der fröhlichen Farbe im Innern Ausdruck verschafft haben. Auch dafür sind einige Beispiele noch vorhanden. Vielleicht existieren noch mehr, als dem Einzelnen befannt sein kann, dem es nicht möglich ist, in alle Privathäuser hineinzusehen. Da enthält das prächtige alte Rathaus im Schwänberg bei Herisau eine



Wirtsstube z. Krone in Hundwil.

hier ist die Strickwand grau grundiert, die Hohlstehlen der Vordächer hellblau. Die Zugladenspartien aber sind grün, gelb und weiß, und alles mit Ornamenten und Fruchtgehängen reich bedeckt.

Wo so viel sich heute noch findet, war ohne Zweifel früher mehr, und würden sich bei genauem Nachforschen noch manche kleine Ueberreste unter Farbe und Tünche sinden, auch in andern Gemeinden des Appenzellerlandes. Entedeckte doch der Schreiber ganz unerwartet deutliche Spuren an dem prächtigen, gemütlichen Gasthause zur Krone in Trogen mit seinem hübschen Erker. Am Kehlvordach über den Wirtsstubenfenstern ließe sich sogar die Jahr-

große Nebensiube, einfach getäsert, mit getäserter Decke. Hier hat das Holz seine natürliche Farbe behalten, aber auf die Felder sind große, ornamentartig behandelte Blumen, Tulpen, Nägeli, Glockenblumen, Tausendschön aufgemalt. Auf den Türen sieht man dicke, behagliche Engelchen, die Blumen halten und Bögelchen fliegen lassen, und darüber die Wappen des Erbauers und seiner Frau.

Anders z. B. die prächtige große Wirtsstube der Krone in Hundwil. Hier ist alles farbig, Wände, Türen, Decke, Büffet, in seinen meerblauen Tönen, heller und dunkler, mit roten Stäben, marmorierten Bändern, auf den Fülzlungen seine Ornamente, am Büffet Land-

schaften mit Schlössern, in denen ein Jäger seinem Geschäft nachgeht, Paare mit einander spazieren u. s. w. An der Decke schwebt der heilige Geist im Dreieck, dem Sinnbild der Dreieinigkeit. Der Laden, mit dem die beiden Stuben gegen einander abgeschlossen werden können, zeigt in drei Feldern den Schwur im Rütli, Tells Apfelschuß und Tells Sprung aus dem Schiff. Ueber der Tür steht die Jahrzahl 1815 und an der Unterseite der Treppe im Gang

wohlgemeinte Mahnung an gewisse Gäste:

Dieses Haus heißt bei der Kronen, Wer kein Geld hat trink' beim Bronnen, Denn mit der Kreiden an der Wand Kann ich nicht in's Weinland.

Nicht ganz so schön erhalten ist die Ma= lerei der Wirtsstube im Hecht in Teufen. In ähnlichem Stil wie die vorhin erwähnte, ist ganz ungeniert über die schöne eingelegte Ar: beit des Buffets, in der die Jahrzahl 1674 zu sehen ist, hinweg gemalt wor: den, etwa 130 Jahre später.

Wer nicht in der glücklichen Lage war, seine ganze Stube so

malen zu lassen, der begnügte sich mit dem Mo-Eine Brautfuhr vor 150 Jahren und noch bis etwa gegen 1840 hin machte einen lustigeren Eindruck. Ein großer Kleiderkasten, eine Truhe für Wäsche zc. (jest durch die Kommode ersest), der Küchekasten mit Türchen und Schubladen, die große zweischläfrige Himmels bettstatt und die hoffnungsvolle Wiege waren Meisterstücke eines tüchtigen Malers, in die er seine ganze Kunst und Liebe hinein gelegt hatte. Hellblau, grün oder rot, in fein zusammen= gestimmten Tönen gehalten, waren einzelne Partien lustig marmoriert oder maseriert. Um die Felder zogen sich Ornamente, aus denen

überall frische Blumen hervorquollen, und diese selbst zeigten alle möglichen Darstellungen. Oft waren es nur Sträuße, Blumenförbchen und Vasen, oder Landschaften mit Fluß, Brücke und Schloß und fröhlichen Menschlein. Manche dieser alten Stücke sind aber auch mit allerlei Bildern geziert. Auf dem ersten Felde eines Aleiderkastens vom Jahr 1788 sieht man die Hausmutter den Morgenkaffee in's Beckeli gießen; auf dem zweiten sitzt der Vater mit

Messer und Gabel an der Mittagswurst; unten lehrt sie das Rind beten. Auf dem Buche, das sie dazu benutzt, kann man lesen: Gott allein die Ehre, und zulett erscheint wieder er mit Licht und auf= gehobener Taschen= uhr, die sagt: es ist Bettzeit. An die Ropfwand der Bett= statt malte der alte Meister wohl zwei brennende Herzen oder verschlungene Hände, den frähen: den Hahn, der zum Aufstehen mahnt, und an's Wiegelein den Schutzengel. Am Rasten und an der Truhe durften aber Namen die des Brautpaares nicht



Hochzeit. Viele, viele solche Prachtstücke sind noch vorhanden, mehr oder weniger gut er-halten und in Ehren gehalten, da und dort noch in vollem Gebrauch, andere in Stall und Grümpelkammer verbannt. Zum Glück sind die Altertümersammler noch nicht allgemein darauf aufmerksam geworden, sie sind manchem von

ihnen noch zu neu.

Raften.

Wer etwa noch im Besitz solcher schöner alter Stücke von der Großmutter her ist, der halte sie hoch in Ehren als wertvollen Familien: schaß, ziehe sie aus Grümpel und Vergessenheit heraus und sorge dafür, daß sie in gutem Zustande den Kindern und Enkeln, zum wenigsten

aber der Heimat erhalten bleiben. Unter keinen Umständen sollte etwas davon in's Ausland verkauft werden. Vielleicht benutzt gar einmal ein Maler seine freie Zeit und erstellt für sich oder einen guten Freund eine Aussteuer in dieser schönen, freundlichen Manier. Er und Andere hätten sicher unendlich viel mehr blei: bende Freude daran als an der jetzt üblichen unwahren Maserierung, Nußbaumimitation genannt.

Die paar noch vorhandenen gemalten Häuser aber sollten sorgfältigst geschont und noch bei Zeiten für eine gute, sachgemäße Auffrischung derselben gesorgt werden. Wenn die Ausgaben dafür über den Geldsäckel des Besitzers hinausgehen sollten, so fände sich heutzutage sicher ein bessergestellter Liebhaber oder ein Verein, die da eingreifen würden, um dem Lande ein schönes Zeichen früheren Könnens zu erhalten.

Wie wäre es, wenn gar ein paar Freunde vaterländischer Kunst zusammenständen, um nicht nur ein Haus, sondern geradezu ein ganzes Gassenbild in aller seiner früheren Herr= lichkeit wieder aufleben zu lassen? Eine bessere Gelegenheit böte sich kaum, als in der schon erwähnten äußeren Schmidgasse in Herisau. Mit Ausnahme der alten Farbe ist dort alles noch erhalten: die hübsche gemütliche Gesamtsform der Häuser, die wunderschön gearbeiteten Haustüren aus Nußbaumholz und als Spezialität der Appenzellerdörfer die ganz reizenden Laternenarme in alter Kunstschlosserei. Diese allein in ihrer unerschöpflichen Mannigfaltigkeit find eine Tour durch alle Dörfer wert.

Also: die Augen auf für die Zeugen fröh= lichen, liebevollen Schaffens unsrer Väter, die Herzen auf für das, was sie uns zu sagen haben, und die Geldbeutel zu gegen alle Ver-Sockungen, aber auch auf zur treuen Erhaltung!

S. Schlatter.

# Der Musterleutnant.

Gine Militärgeschichte von Ernst Biktor Tobler.

Der III. Infanterie=Rekrutenschule des Waffen= plates G. stand zur großen Freude der Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten eine bemerkenswerte Neuerung bevor. Es sollten nämlich zur größeren Belebung des Instruktionsdienstes Fußlappen einsgeführt werden. Diese jedem Soldaten von heute vertrauten Flanellappen, die an Stelle der Socken verwendet werden und neben ihrer Nahtlosigkeit und Weichheit den Vorzug leichter Waschbarkeit haben, ein Umstand, der nach etlichen Versuchen bald jedem einleuchtet.

Nun, der Herr Oberleutnant und Kompagnie-kommandant der Zweiten hatte wohl nicht so unrecht, seine vier frischgebackenen Leutnants auf den "alten Knörzeler", den Herrn Oberst nämlich, aufmerksam zu machen, da dieser in dem Geruch stand, ein arger Pedant und "Tüpflischießer" zu sein, unter dem man sich weniger an den Geist als an den Buchstaben einer Verordnung zu halten hatte.

Am 26. Juli wurde den Kompagnien durch Tages= befehl kund getan, daß am folgenden Tage sämt-liche Unteroffiziere und Soldaten mit Fußlappen ausgestattet würden, die in den Zügen regelmäßig abwechslungsweise zu tragen seien. Die Gruppen= und Zugführer sollten das Tragen dieser Fußlappen überwachen und das Ergebnis melden.

Wer die anordnende Stelle kannte, dem schien es gar nicht überflüssig, daß die Kompagniekomman= danten ihren Offizieren und Unteroffizieren noch besonders an's Herz legten, über die Fußlappenträger genaue Verzeichnisse anzulegen, die sie stets mit sich führen sollten, da man nie wissen könne,

wo und wann der Herr Oberst auftauche und Auf= schluß verlange. So kam es, daß an jenem Abend in den Zimmern der Offiziere und Unteroffiziere eifrig an mehr oder weniger genial angelegten Fußlappenlisten herumgedottert wurde. Nur einer. der Leutnant Schnorz, als Zivilist seines Zeichens Student, lag müssig auf seinem Schragen, blies ge-mütliche Rauchringlein in die Luft und hatte für die Bemühung seiner Kameraden nur ein spöttisches Lächeln. Nein, meinte er, so viel Ehre wolle er dem Alten wirklich nicht antun, und wolle nun ein-mal das ewige Borurteil des Obersten, daß Stu-denten leichtsinnige und nichtsnutzige Bögel seien, doch einmal bewahrheiten.

Zwei Wochen oder auch mehr waren seit jenem denkwürdigen Tagesbefehl verstrichen, ohne daß der Herr Oberst je ein Sterbenswörtchen über die Fuß-lappen verloren hätte. Das war auf alle Fälle unheimlich und erheischte doppelte Vorsicht. führte denn jeder auch noch so niedrige Vorgesetzte gewissenhaft, wenn auch mit stillem Grimm, Kontrolle über das Tragen der Fußlappen, trotzem sich schon nach wenigen Tagen deren Brauchbarkeit erwiesen hatte.

Es war ein heißer Nachmittag. Zum Glück sah der Tagesbefehl nach etlichen Stunden Felddienst= übung im Gelände eine halbe Stunde Erholungs-theorie vor. Erholungstheorie stand zwar nicht auf dem Tagesbefehl, aber so wurde die Halbstunde aufgefaßt. Leutnant Schnorz hatte seinen Zug an den Rand eines den Exerzierplatz begrenzenden Gehölzes geführt, in dessen Schatten er zum so und